

auch der Wunsch nach Aggression, sei es Fremd- oder Selbstaggression; Gefühle von Ernüchterung und Enttäuschung, des Mißverständenseins, und endlich variierte Spannungen, die im Akt des Selbstmordversuches zum Ausbruch kommen, die aber *keinem* Menschen ganz fremd sind. Sie sind ebenso viele Zeichen der dunklen Aufgewühltheit unseres *Innenlebens* wie der Entfremdung, die es in den *zwischenmenschlichen* Beziehungen gibt. Der Selbstmord ist von dieser Zerrissenheit bloß der klare, aber zugleich gesellschaftlich verdeckte Exponent.

Wir meinen, daß es deshalb gefährlich ist, einerseits bestimmte Akte des sog. Freitodes gutzuheißen, etwa den des Soldaten, der im Kampf die letzte Kugel für sich behält, oder den des Widerstandskämpfers, der seinen Kameraden unter der Tortur nicht verraten will, und andererseits den einsamen Selbstmord eines müde gekämpften Menschen moralisch zu verurteilen. Auch im letzteren Akt kann zeichenhaft etwas von einem Ruf um Liebe oder Freiheit oder Gerechtigkeit laut werden; dieser braucht nicht durchaus politische Formen anzunehmen, wo der Akt scheinbar eher gerechtfertigt scheint. *Wir* möchten uns jeglicher moralischen Beurteilung enthalten, bloß angesichts der Ewigkeit oder vor *Gott* steht hier jeder Mensch in einer letzten Entscheidung. Was wir Menschen tun können, ist, unsere Solidarität mit all diesen Überlegungen und Nöten bezeugen, die zu dieser traurigen Tat führen können. Tun wir das in brüderlicher Weise, in Verständnis und Liebe, so haben wir die Gefahr einer solchen kurzschlüssigen Handlung schon wesentlich vermindert. Gerade das erzielen die Ämter für Lebensmüdenbetreuung, die immer mehr versuchen, in einer großen sozialen Not Hilfe und Beistand zu leisten. Aber es soll bloß nicht so sein, daß wir denken, jetzt machen es offizielle Leute und damit wäre unsere Aufgabe erledigt. Diese Arbeit bekommt erst die richtige Perspektive, wenn jeder persönlich sich dafür einsetzt, in seiner eigenen Umgebung dafür aufgeschlossen zu sein, ob Menschen der Verführung von Selbstmordgedanken ausgesetzt sind. Im größeren Umkreis werden sich dann Maßnahmen aufdrängen zur Bekämpfung des Alkoholismus, zur Verbesserung der Ehen und der zerrütteten Familien, und besonders wird auch liebevolle Aufmerksamkeit für Menschen, die einsam sind, nötig sein. Sollte es gelingen, diese Forderungen zu verwirklichen, dann wird das Problem des Selbstmordes nicht mehr bloß am Rande der Gesellschaft verharren, es wird zur gemeinsamen Not werden, und die Zahl der Selbstmorde, die auch die Schweiz in dieser Hinsicht bedauerlicherweise aufweist, wird wesentlich zurückgehen.

Basel.

H. van Oyen.

Zu Barths Brief an den Pfarrer in der DDR

Während unsere großen Tageszeitungen sich wohl eingehend mit dem Brief Barths beschäftigt haben, aber eigent-

lich nur, um ihm vorzuwerfen, daß er das nicht sage, was er sagen sollte, hat die Redaktion der «Schaffhauser Nachrichten» den Brief doch so ernst genommen, daß sie ihren Lesern das Pro und Contra vermitteln wollte durch zwei verschiedene Beurteiler, wobei sie mich um das «Pro» gebeten hat. Da ich immer wieder feststelle, wie man auch in kirchlichen Blättern (z. B. der «Reformierten Schweiz» und im «Aufbau») gar nicht hört auf das, was Barth sagt, sondern gleich mit der Kritik dazwischenfährt, scheint es mir nicht überflüssig, auch nach der vorangegangenen kurzen Besprechung der Schrift (Kirchenblatt 1958, S. 396) diese ausführlichere Würdigung hier abzdrukken. Wem ich schon Bekanntes wiederhole, den bitte ich um Entschuldigung.

Um den Brief recht zu verstehen, darf man vor allem nicht übersehen, daß er eine Antwort ist auf Fragen, die aus der DDR an Barth gestellt wurden, eine Antwort auf die dringende Bitte, den Brüdern im Osten ein wegweisendes und helfendes Wort zu sagen. Barth sagt ausdrücklich, daß er diese Bitte nur zögernd erfülle, daß er vor allem fürchte, bei der Beantwortung der ihm gestellten Fragen «ein wenig mit der Stange im Nebel herumzufahren», weil er ja die Verhältnisse in der DDR nicht aus eigener Anschauung kenne. Also will Barth keine politische Vorlesung halten, nicht seine Ansichten über West und Ost kundtun (so mißverstehen die meisten Kritiker seinen Brief); er will vielmehr auf Grund des ihm entgegengebrachten Vertrauens versuchen, den Brüdern in der DDR ein «väterliches», ein «wegweisendes», mehr noch: ein «befreiendes» und «frohmachendes» Wort zu sagen. Ob ihm das gelungen ist, können nur die Adressaten selber beurteilen. Ich habe ein Echo gehört von einem Pfarrer in der DDR, der schreibt: «Die Solidarität Barths tut uns wohl. Die grundsätzliche Klärung in seinen Antworten ist Hilfe, und zwar allein schon deswegen, weil sie ins Grundsätzliche führt, also heraus aus allen Meinungen und Weltanschauungen.»

Barth schreibt an Menschen, die unter schwerem Druck leben. Die evangelischen Christen in der DDR werden bedrängt durch eine Regierung, die nicht nur eine sozialistische Gesellschaftsordnung, sondern mit echt deutscher Gründlichkeit auch eine neue Religion durchsetzen will, in deren Mittelpunkt der Mensch steht mit all seinen technischen Möglichkeiten bis hin zur Eroberung des Weltraums. Sie benützt alle ihr zur Verfügung stehenden Zwangsmittel, um die Menschen mit dieser Religion zu durchdringen, und führt gleichzeitig einen rücksichtslosen Kampf gegen den christlichen Glauben an Gott den Schöpfer und Erlöser als gegen einen veralteten Aberglauben. Angesichts dieser Bedrängnis will Barth nichts anderes tun, als seine Brüder ermuntern, «fest im Glauben zu widerstehen» (s. 1. Petr. 5, 9), ihren Glauben zu bezeugen und einander darin zu stärken. Ihre erste Aufgabe muß sein, «im Blick auf Ihre ganze Lage, Sorge und Bedrängnis auf die prima et ultima ratio zurückzugreifen, das ABC zu exerzieren, das den Christen zum Christen macht, nämlich schlicht: an den Gott ernstlich und fröhlich zu glauben, den zu bezeugen dort

Ihr wie hier unser Auftrag ist. An ihn glauben heißt aber, wie Sie so gut wissen wie ich: Ihn, sein Reich und seine Gnade und also unsern Herrn und Heiland Jesus Christus über alle Dinge fürchten und lieben, Ihn in allen großen und kleinen Problemen als den, der er war, ist und sein wird, anerkennen und gelten lassen, unser persönliches wie unser soziales Leben daraufhin wagen, daß wir alles Gute von *Ihm* und von Ihm *alles* Gute zu erwarten haben. Das ist auch in der DDR der einzige Schlüssel, der einzige Schatz, der einzige Harnisch. Eben das *ist* dann aber auch dort wie hier der Schlüssel, Schatz und Harnisch sondergleichen.»

Nun hat aber Barth nicht nur die Christen in der DDR zu solchem Widerstand ermuntert, als ob das nur sie angehe; es liegt ihm vielmehr alles daran, ihnen seine Solidarität, die Gemeinschaft des christlichen Glaubens durch die Erklärung zu bezeugen, daß dieser Widerstand überall zum christlichen Glauben gehört, daß er auch uns im Westen geboten ist. Der Teufel geht nicht nur im Osten um «wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge», es gibt auch einen «Westlöwen», der uns auf ganz andere Weise, aber nicht minder gefährlich vom Glauben abziehen will. Das hat man Barth besonders übelgenommen und ihm unterschoben, er nivelliere den Unterschied zwischen West und Ost. Was da alles in diesen Brief hineingelesen und aus ihm gefolgert worden ist, grenzt sehr nahe an Verleumdung. Barth redet doch hier gar nicht im allgemeinen vom Unterschied zwischen Ost und West. Er weiß es und sagt es auch: «Das Leben im Westen hat ja zweifellos viele und darunter auch durchaus echte Vorzüge.» Aber Barth will nicht einmal mehr alle die Selbstverständlichkeiten wiederholen, daß das Leben im Westen besser ist, daß wir mehr Freiheit haben und nicht der Willkür von Despoten preisgegeben sind; ihm geht es hier nur um den christlichen Glauben und die ihm drohenden Gefahren, um die Gefahr der Gottlosigkeit. Im Osten wird sie sichtbar durch den Feind von außen; aber, meint Barth (und hat er damit so Unrecht?), auch wir im Westen sind in Gefahr, nicht ernstlich und fröhlich an Gott zu glauben, nicht «Ihn, sein Reich und seine Gnade und also unsern Herrn und Heiland Jesus Christus über alle Dinge zu fürchten und zu lieben». Es gibt auch bei uns einen Glauben an den Menschen und seine Fähigkeiten, an die menschliche Kraft und ihre Leistungen, der den Glauben an das Reich Gottes verdunkelt, wenn nicht eliminiert. Es gibt auch bei uns ein Vertrauen auf die Technik, auf das Geld, schließlich auch auf die Gewalt, das mit dem Vertrauen auf Gottes Gnade nicht vereinbar ist. Barth formuliert das sehr scharf: «Die der Gemeinde aufgetragene Botschaft von Christus als dem Inbegriff jener kommenden Gottesherrschaft ist dem Westen genau so widrig und peinlich wie dem Osten: wer weiß, im Grunde vielleicht noch

widriger und peinlicher. Diesem Zeugnis wirkt jedenfalls nicht nur ein östlicher, sondern auch ein westlicher Ungeist und Unsinn fast übergewaltig entgegen, nicht nur der offene Totalitarismus bei Ihnen, sondern auch der schleichende bei uns, nicht nur das Schalten und Walten der allmächtigen Partei, Propaganda und Polizei dort, sondern auch das der ebenso allmächtigen Presse, Privatwirtschaft, Protzerei und Publikumsmeinung hier. Um dieses Zeugnis gilt es hier wie dort ‚fest im Glauben zu widerstehen.‘»

Das sind harte Worte, und es ist begreiflich, daß man sie bei uns nicht gern hört. Man ist darum sehr froh, daß man sich dem Ernst dieser Feststellung entziehen kann mit der Unterschiebung, Barth mache gar keinen Unterschied mehr zwischen West und Ost, er verachte die Vorzüge der freien Welt und verharmlose die Gefahren des von Osten drohenden Totalitarismus. Dabei geht es Barth hier gar nicht um ein Vergleichen und Abwägen verschiedener politischer Systeme und Ideologien, es geht ihm allein um den christlichen Glauben. Er redet nicht im allgemeinen über die Weltlage, sondern innerhalb der Gemeinde zu Christen in der Voraussetzung, daß Gott in Christus die Welt mit sich versöhnt hat, daß wir in seinem Reiche leben und auf die Vollendung dieses Reiches hoffen. Im Osten sind die Christen durch die offene Feindschaft einer Gott ablehnenden Welt mit letzter Dringlichkeit vor die Entscheidung gestellt, ob sie es mit diesem Glauben wagen wollen. Wir hören immer wieder, daß sie das tun, nicht alle, wohl aber die, die wirklich Christen sind. Die Gemeinden halten dem schweren Druck stand und kommen zum Gottesdienst, bezeugen auch im Alltag ihren Glauben. Viele Jugendliche widerstehen dem Zwang zum Austritt aus der Kirche und halten sich zur Gemeinde. Die Pfarrer bleiben auf ihrem Posten. (Es wurde kürzlich berichtet, daß von den Intellektuellen in der DDR 72 Prozent nach dem Westen gegangen sind; von den etwa 8000 Pfarrern nur 79, also nicht einmal ein Prozent.) Dort sind Menschen bereit, um ihres Glaubens willen zu leiden. Von dorthier sind wir im Westen nach unserem Glauben gefragt. Läßt man sich diese Frage einmal ernstlich stellen, dann rücken all die Vorzüge, deren wir uns erfreuen, in ein anderes Licht. Sie können zu einer Bedrohung des Glaubens werden, wenn wir anfangen, uns auf sie zu verlassen, von ihnen das Heil zu erwarten und sie darum mit allen Mitteln zu verteidigen. Die Lauheit und Lahmheit unseres landläufigen Christentums sollte uns veranlassen, diese Gefahr nicht so leicht zu übersehen. Auch wir sind zum «Widerstehen im Glauben» aufgerufen, wenn dieser Widerstand auch bei uns ganz anders geartet ist als im Osten. Darum geht der Brief Barths nicht nur die Brüder im Osten, sondern auch uns an, er könnte auch uns ein helfendes, wegweisendes Wort sein.

Gerade die Kritik an Barths Brief zeigt übrigens, wie stark wir auch in der sogenannten freien Welt, auch in der Schweiz, unter die Herrschaft bestimmter Auffassungen und Programme geraten sind. Jeder, der sich nicht der Front eingliedert, die den Osten als die große Gefahr hinstellt und zur Abwehr mit allen Mitteln aufruft, ist zum vorneherein verdächtig. Man hört gar nicht auf das, was er sagen will, man prüft gar nicht, ob er vielleicht eine andere Auffassung von der drohenden Gefahr und der gebotenen Abwehr haben könnte. Man mißt einfach seine Worte an den allgemein gültigen Maßstäben; wenn sie denen nicht entsprechen, dann lehnt man sie rundweg ab, indem man sie anders deutet. Man nennt das Konformismus oder mit einem gröberen deutschen Wort Gleichschaltung. Christlicher Glaube aber war und ist, wenn er lebendig ist, heute noch «nonkonformistisch». Er kann sich nicht einfach einer menschlichen Lebensform eingliedern, weil er ganz an Gottes Wort gebunden ist, weil er allein von Gottes Gnade lebt und darum allein Gottes Willen gehorsam sein kann. Darum muß er sich wehren gegen die Ansprüche der Welt, die ihn immer wieder ihren Zwecken dienstbar machen will. Das ist, sagt Barth ausdrücklich, gegenüber dem «sich hier wie dort immer wieder nahelegenden freiwilligen Konformismus» eine schwere Aufgabe: «Es geht nicht anders, als daß wir die uns damit auferlegte Last, so andersartig sie hier und dort gestaltet ist, als die *eine* von der *einen* Gemeinde Jesu Christi unvermeidlich zu tragende Last erkennen und also miteinander tragen, aber auch, davon ist ja im ersten Petrusbrief und im übrigen Neuen Testament viel die Rede, die eine *Freude* teilen, die allen, die jene Last zu tragen haben, gewiß ist. Die Christen in der DDR sollen es hiemit hören, daß wir ihres Mitdenkens und ihrer Mitfreude nicht minder bedürftig sind als sie der unsrigen.» Es spricht nicht für die Christlichkeit bei uns, daß man solche Worte (auch in christlichen Blättern) gar nicht ernst nimmt, sondern hinter ihnen nur Ressentiment gegen den Westen und heimliche Zuneigung zum Kommunismus wittert.

Barth weist die Christen in der DDR auf den schmalen Weg des Glaubens, weil dieser allein Gottes Verheißung hat. Es könnte doch sein, das sei hier eben nur angedeutet, daß das auch für uns der Weg zur wahren Freiheit ist, zur Freiheit von der Angst, zur Offenheit für die Menschen in ihrer Not, zu einer Hoffnung für die Welt. Es könnte sein, daß wir mit diesem Zeugnis und dem ihm entsprechenden Widerstand auch unserem Volk einen entscheidenden Dienst tun dürften, daß die Christen so das Salz der Erde und das Licht der Welt wären. Wir wollen nicht zu laut davon reden angesichts der Schwäche unseres evangelischen Zeugnisses und unserer Leidensscheu. Aber sollten wir nicht mindestens auf den Mann hören, der eine ganze Lebensarbeit an die Erforschung

und Darstellung des Evangeliums, der frohen Botschaft von Gottes Versöhnung mit der Welt in Jesus Christus gewendet hat, und der uns aufruft, es mit dem Vertrauen auf Gottes gnädiges Reich, damit allein, zu wagen, mitten in der furchtbaren Bedrohung unserer Welt?
G. W.

Umschau

Der Landwirt im Gemeinsamen Europa.

Der Leiterkreis der Evangelischen Akademien und Laieninstitute in Europa veranstaltete anfangs dieses Jahres eine Tagung, die sich mit agrarpolitischen Fragen beschäftigte. Die reformierte Kirche Frankreichs besitzt 40 Kilometer außerhalb von Paris, in Ville-métrie, eine evangelische Heimstätte, wohin sie die verschiedensten Berufsgruppen und Kreise zu Wochenenden einlädt, um mit ihnen auf diese Art ins Gespräch zu kommen und sie für ihren Dienst in der Welt auszurüsten. Dort trafen sich vom 12.—16. Januar Landwirte, Agronomen und Pfarrer aus Frankreich, Deutschland, Holland und der Schweiz, die im Gebiet der geistig-kulturellen Bauernschulung und Erwachsenenbildung tätig sind. Der Landwirt sieht sich in einem Gemeinsamen Europa mit Gemeinsamen Markt (EWG) vor neuartige und drängende Probleme gestellt. Die Kirche muß davon Kenntnis nehmen und die neue Situation in ihrer Verkündigung und Seelsorge berücksichtigen. Die Teilnehmer haben im Verlauf der Beratungen folgende Erkenntnisse gewonnen: «1. Die einzige wahre Gemeinschaft, der wir auf Leben und Tod angehören, ist die Kirche. In ihr finden wir in Jesus Christus alle Gaben der Gemeinschaft in reicher Fülle. 2. Wir stehen dabei nicht außerhalb der Menschheit. Im Gegenteil: Jesus Christus schickt uns hinein in die Welt, damit wir dort den Problemen unserer Zeit begegnen und den Dienst des Glaubens leisten. 3. Im besonderen wollen wir unsern Beitrag leisten in den großen Veränderungen, die sich bei der Entstehung des Gemeinsamen Marktes für die Landwirtschaft ergeben, und zwar indem wir einander helfen, dies als Christen zu tun. 4. Es ist unsere Aufgabe, uns sorgfältig über die Entwicklungen zu informieren, in der Seelsorge und Verkündigung diese Veränderungen in der Situation des Bauern zu berücksichtigen, den Menschen zu helfen, daß sie ihren Anteil an der Verpflichtung und evtl. Opfer erkennen und auf sich nehmen, vor Fehlentwicklungen und Fehlentscheidungen auch in unserem Dorf rechtzeitig zu warnen, den persönlichen Austausch unter uns zu vermehren und dadurch das Vertrauen zu stärken, Mitarbeiter in landwirtschaftlichen Betrieben, aus welchem Land sie auch kommen, gastlich willkommen zu heißen, Jugendliche aus unsern Ländern im Austausch aufzunehmen, für die Einheit der Völker Europas unter der Herrschaft Jesu Christi zu beten.»

Buch am Irchel.

Walter Koch.

Hundert Jahre Stadtmission in Basel.

In diesem Jahr feiert die Basler Stadtmission ihr hundertjähriges Bestehen. Zu diesem Anlaß hat Pfr.